

Mädchenarbeit im multikulturellen Kontext

*„Aufsuchende Jugendsozialarbeit wendet sich insbesondere an alleingelassene, aggressive, resignative, suchtgefährdete oder straffällig gewordene junge Menschen und fördert deren soziale Integration. Die Angebote sind unmittelbar im Lebensumfeld zu organisieren. Sie umfassen Einzelberatung, Gruppenarbeit, Projektarbeit und Stadtteilarbeit“.*¹

„Özlem..? Die darf doch eh nie raus!“

„Özlem fährt jeden Tag mit der U-Bahn zur Ausbildung. Ihr großer Bruder begleitet sie dabei. Sie trägt ein Kopftuch und meistens einen langen Mantel. Ihre deutschen Freunde würden sie nicht wiedererkennen. Am Eingang der Ausbildungsstätte zieht sie den Mantel und das Kopftuch aus und steckt beides in ihre Tasche. Wenn sie die Räume betritt, dann heißt sie nicht mehr Özlem , sondern „Özi“.

Özlem und Özi haben nur eins gemeinsam: sie beide suchen ihre wahre Identität zwischen zwei Kulturen.

Dieser Bericht ist keine frei erfundene Handlung und „Özlem“ ist bestimmt kein Einzelfall. Ich berücksichtige auch nicht ausschließlich die türkischen Mädchen, sondern eine Vielzahl junger Frauen, die in muslimisch geprägten Kulturkreisen aufgewachsen sind. Das betrifft insbesondere junge Flüchtlinge und Migrantinnen aus Bosnien – Herzegowina, dem Kosovo, Albanien und Serbien.

Wir lernten „Özlem“ im Oktober 1999 , damals 17-jährig, als entfernte Cousine eines Mitgliedes einer von uns betreuten Jugendgruppe kennen. Sie war auf der Suche nach einem Ausbildungsplatz als Bürokauffrau und vereinbarte einen Termin für ein Beratungsgespräch mit der Streetworkerin. Das Beratungsgespräch fand in der

¹ Gesetz zur Ausführung des Kinder – und Jugendhilfegesetzes (AG KJHG), Berlin, 18. Mai 1995, Dritter Abschnitt Jugendsozialarbeit

Wohnung der Familie, im Beisein der Mutter, des Vaters und der älteren Schwester statt – nichts außergewöhnliches in der Arbeit mit jungen Migrantinnen.

Dialoge mit dem Mädchen wurden simultan für die Eltern übersetzt, die dann ihre eigenen Fragen zum beruflichen Werdegang der Tochter hatten und so zog sich das Gespräch drei Stunden lang, ohne daß sich „Özlem“ selbst zu ihren persönlichen Vorstellungen äußern konnte. Diese Szene typischen Emigrantenverhaltens sollte sich noch unzählige Male wiederholen, bis die Vertrauensbasis „Familie/Streetworkerin“ soweit hergestellt war, daß auch Einzelgespräche mit „Özlem“ und ihre „familienunabhängigen“ Begleitungen zu Ausbildungsträgern, dem Jugendamt und Arbeitsamt möglich wurden.

Familienstruktur

„Özlems“ Eltern kamen vor 30 Jahren als Arbeitsmigranten nach Berlin- Kreuzberg. Der Vater, mittlerweile 60 Jahre alt, ist seit 6 Jahren arbeitslos. Die Mutter, 49 Jahre alt, kümmert sich ausschließlich um die Kinder und den Haushalt. Der ältere Bruder ist verheiratet und lebt bei seiner eigenen Familie, in unmittelbarer Nachbarschaft. Er übernahm vor etwa einem Jahr die scheinbare Rolle des Familienoberhaupts für „Özlems“ Haushalt, scheinbar nur, weil die wirklich ausschlaggebenden Entscheidungen von der Mutter getroffen werden bzw. immer schon getroffen wurden. Der Vater leidet unter schweren Depressionen und zog sich im Laufe der Zeit immer mehr von seiner Frau und seinen Kindern zurück. Er betet regelmäßig, besucht die Moschee und schaut jeden Nachmittag türkisches Fernsehen. „Özlems“ Vater ist überzeugt davon, daß Deutschland seine Kinder ruiniert hat. Er glaubt, daß sein Leben in der Türkei glücklicher verlaufen und seine Töchter jetzt ehrenhafte Frauen gewesen wären. Er glaubt nicht an Statistiken, die eindeutig nachweisen, daß in der Türkei gegenwärtig mehr Frauen berufstätig und teilweise auch in führenden Positionen sind als in Deutschland. Er besteht darauf, daß diese allgemeingültigen Aussagen nicht auf sein Heimatdorf zutreffen und hat ganz offensichtlich recht mit dieser These. Die Türkei, das ist sein Dorf – und sonst gar nichts. Wenn wir bedenken, daß der größte Teil der türkischen Bevölkerung in Deutschland aus ländlichen Regionen stammt, ist seine Haltung mit den alten Werturteilen und

Gebräuchen nicht verwunderlich. Die Vorstellungen von „Özlems“ Vater beruhen auf einem Türkei – Bild von vor 30 Jahren.

Oberflächlich betrachtet lebt „Özlem“ wie eine Prinzessin: Sie hat ein eigenes, großes Zimmer, dessen Mobiliar sie selbst wählen durfte. Sie besitzt einen eigenen Computer und einen Fernseher. An den Fensterrahmen hängen rosafarbene Vorhänge und die Wände sind mit gerahmten Bildern von türkischen Stränden, Sonnenuntergängen und „Özlem“ selbst dekoriert. Auf diesen Bildern lächelt sie nicht, sondern schaut den Betrachter ziemlich „cool und distanziert“ an. In „Özlems“ Zimmer sieht es aus, als ob kein Mensch darin wohnt. Und: es gibt keine Tür die von innen bzw. außen geschlossen werden kann. „Özlems“ Zwillingbruder hat ebenfalls ein eigenes Zimmer, allerdings mit Tür. Es steht uns nicht zu, diesen Umstand zu bewerten. Wir haben es registriert und akzeptiert. „Özlem“ wird eines Tages nach einer Tür verlangen und diese auch bekommen, die Zeit ist jetzt noch nicht reif dafür.

Persönlichkeitsprofil

Manchmal ist „Özlem“ neidisch auf das Rollenverhalten ihrer deutschen Ausbildungskolleginnen. Dann äußert sie sich abwertend über sie, obwohl sie selbst sich in der Außenwelt sehr europäisch gibt. Als einzige türkische Azubi einer Ausbildungsstätte in Berlin (Prenzlauer – Berg) betont sie beständig ihre „Besonderheit“ und „Andersartigkeit“ und erhofft sich dadurch mehr Verständnis für ihre Situation. Interne Hilfenkonferenzen mit den Sozialarbeiterinnen drehen sich immer um das gleiche Thema: die krankheitsbedingten Fehlzeiten und daraus folgende Konsequenzen. „Özlem“ hat Magengeschwüre, wird regelmäßig ohnmächtig und raucht mittlerweile drei Schachteln Zigaretten am Tag. Sie hat nicht vor, ihre Krankheiten behandeln zu lassen, es reicht ihr, wenn diese ihr lediglich attestiert werden. *„Kranksein hat den Vorteil, daß meine Eltern mir meine Wünsche erfüllen“*. Der Mechanismus scheint bisher gut zu funktionieren. „Özlem“ darf plötzlich Dinge, die sie bisher nicht durfte. Sobald sie wieder gesund wird, entzieht man ihr die Erlaubnisse wieder ein Stück, aber eben nicht gänzlich. „Özlem“ ist fest davon überzeugt, daß nur ihre *„sanfte Revolution“* sie weiterbringt. Jeder Tag, den sie in Krankheit verbringt, sei ein weiterer Schritt in ihre Freiheit. In der Beziehung lässt

sich die junge Frau nur ungern hinterfragen „Was verstehst denn du schon davon...?“ Nun, eine ganze Menge und das weiß „Özlem“ auch.

Ohne ihren kulturellen Hintergrund und den daraus bestehenden Kompetenzen im Umgang mit MigrantInnen wäre die Streetworkerin längst als Ansprechpartnerin disqualifiziert worden.

„Özlem“ hat gelernt sich anzupassen und ist bereit zu lügen. Sie hofft dadurch ihr Leben irgendwann selbständig gestalten zu können. Einmal erzählte sie ihren Eltern, daß ein Mann versucht habe, sie zu vergewaltigen. Die Eltern waren empört und erstatteten Anzeige gegen Unbekannt, der Bruder begleitet „Özlem“ seitdem zur Arbeit und holt sie wieder ab, sie darf nicht mehr weggehen und fühlt sich eingesperrt. Ihre Freundinnen rufen nicht mehr an und haben aufgehört sie zu besuchen, sie darf ja eh nie raus.

Dabei wollte sie mit ihrer dramatischen Geschichte nichts anderes erreichen, als die Erlaubnis ihrer Eltern, an einem Selbstverteidigungs – Kurs für Frauen teilzunehmen. An diesem Punkt macht sich die junge Frau nichts mehr vor – sie weiß jetzt, daß sie die Erlaubnis niemals bekommen wird. Die Mutter ist besorgt um „Özlems“ Jungfernhütchen. Es könnte ja beim Sport reißen. Nein, das ist nicht absurd- das ist die Realität, in der „Özlem“ lebt. Nach einer Berliner Erhebung sucht sich jeder zweite Türke seine Frau in der Türkei. Die Vorstellung, daß kein Mann dieser Welt „Özlem“ heiraten würde verleitet die Mutter zu panischen Reaktionen. „Özlem“ sagt, sie wolle „versuchen“, die Wahrheit zu sagen und Forderungen zu stellen. Es wird aber gewiss noch dauern, bis sie es tatsächlich „tut“.

„Respektloses, aggressives, stressendes kleines Mädchen“

„Özlem“ will niemals so werden, wie ihre große Schwester. Von diesen Frauen, die ewig „Ja“ sagen und sich mit wenig zufrieden geben, hält sie nicht viel. Dann lieber das „aggressive, respektlose, stressende kleine Mädchen“, als das sie sich sieht. Die Familie ist permanent ihren verbalen, nicht gerade netten Attacken ausgesetzt. Die Schuldigen sind dann schnell ausgemacht („**Die** wollen es doch nicht anders. **Die** wollen doch den Stress. Ich kann eben nicht anders“) – „Kann – nicht wohnt bekanntlich in der Will- nicht- Strasse“ und „Özlem“ will ja auf keinen Fall so sein wie

ihre Schwester. Dann lieber krank werden und sich auf diese Art und Weise entschuldigen.

Sie steckt in einem Teufelskreis und weiß das seit geraumer Zeit. Sie ist mittlerweile bereit, das anzuerkennen. „Özlem“ wird bald soweit sein, Verantwortung für ihr Handeln zu übernehmen, von der Opferrolle hält sie zum Glück nicht viel.

Lebensvisionen

„Özlems“ ursprünglicher Berufswunsch war es, Stewardess zu werden. Reisen wolle sie, und Menschen bedienen, mehrere Sprachen sprechen und die Welt kennenlernen. Ihre schulischen Leistungen waren dementsprechend gut, so daß es reelle Chancen für die Umsetzung ihrer Wünsche gab. Tatsächlich ist es aber so, daß der Beruf der Stewardess keinerlei Anerkennung in türkischen Familien genießt und *„Frauen, die eine solche Arbeit machen, keine guten Frauen sind“*. Der Familienrat beschloss daher, daß „Özlem“ Bürokauffrau wird und entschädigte die junge Frau mit der Finanzierung ihres Führerscheines. „Özlem“ ließ sich eher unfreiwillig auf den Deal ein und steht dem mittlerweile sehr ambivalent gegenüber. Einerseits macht es aus ihrer Sicht großen Sinn, sich den Regeln zu beugen, andererseits ist sie in der Ausbildung nur mit wenig Herz dabei.

„Özlem“ träumt manchmal vom verständnisvollen Prinzen, den sie heiraten kann. Einen, der sie von zu Hause wegbringt und ihr gleichzeitig erlaubt, sie selbst zu sein. Dann erinnert sie sich an ihre Freundinnen, die verheiratet und langweilig geworden sind. So soll ihr Leben dann auch nicht aussehen, *„Aber diesen Einen, den gibt es bestimmt!“* Die regelmäßigen Einzelgespräche mit „Özlem“ sind manchmal ein Alptraum, es scheint, als würde sich nichts bewegen. Es scheint aber eben nur. Wir haben gelernt, uns ihrem Tempo anzupassen. Sie weiß, was zu tun ist und fordert immer selbstbewußter Unterstützung für ihre nächsten, kleinen Schritte.

„Özlem“ weiß, daß sie zwischen zwei Möglichkeiten wählen kann. Die eine ist, mit der Familie zu brechen, ihren Weg zu gehen und sich unter Umständen wieder mit ihr zu versöhnen. Die andere ist, bei der Familie zu bleiben, unzufrieden zu sein und die Eltern ewig dafür verantwortlich zu machen. Sie hat sich noch nicht entschieden. Es wird noch dauern. Die Zeit ist eben noch nicht reif.

Relevante Erfahrungen

Junge Migrantinnen sind selten fester Bestandteil der Gruppen, die wir auf der Straße betreuen. Die Situation der Mädchen in den männlich geprägten Strukturen, ist nach wie vor sehr schwierig. Ich setze den Schwerpunkt bewusst auf die Einzelbegleitung und Beratung der Mädchen. In Einzelgesprächen ist es eher möglich zu signalisieren „Ich bin da, ich höre dir zu, lass uns gemeinsam an deinen Plänen arbeiten“. Einzelgespräche schließen von vorneherein aus, dass dominierende (weibliche) Jugendliche die Aufmerksamkeit auf sich allein ziehen. Auch Mädchengruppen sind hierarchisch strukturiert.

Bei der Betreuung der ausländischen Mädchen betrachten wir die geschlechtsspezifische Arbeit grundsätzlich im interkulturellen Kontext. Kulturelle Kompetenzen und das Wissen um Kulturunterschiede und deren Zusammenhänge sind dabei unumgänglich. Die Mädchen in den Flüchtlingsheimen sind ständiger Kontrolle ausgesetzt, dürfen das Haus alleine nicht verlassen und sind zur Mitarbeit im Haushalt verpflichtet. Vereinzelt kam es vor, dass ein Mädchen verheiratet wurde und wir es nie wieder zu Gesicht bekommen haben. Anfänglich ist die Mädchenarbeit eng an die Elternarbeit geknüpft, d.h., es ist immer jemand anwesend und muss mit einbezogen werden. Einzelgespräche außerhalb kommen erst zustande, nachdem sich die Familie vergewissert hat, dass die Sozialarbeiterin in ihrem Sinne vertrauenswürdig war. Die Auflagen für die Außentermine sind streng und deren Einhaltung wird oft mehr als nur einmal kontrolliert. Ein Mädchen wird abgeholt und, nach genau kalkulierter Zeit, wieder zurück gebracht.

Oft wurde ich von KollegInnen mit der Frage konfrontiert, warum ich die Mädchen nicht aus diesem Umfeld heraus hole. Diese Möglichkeit scheint auf den ersten Blick verlockend, die Jugendhilfestruktur (betreutes Wohnen, Mädchenhäuser) scheinbar optimal. Bei näherer Betrachtung jedoch wären die Auswirkungen solcher Schritte fatal. Wir haben es bei den ausländischen Mädchen mit jungen, meist abgelehnten Asylbewerberinnen zu tun. Ihre

Geschichten beinhalten Problematiken wie Flucht, Kriegstraumatisierung, ungeklärte Verhältnisse und trügerischen Perspektiven. Die einzige verlässliche Konstante ist und bleibt die Familie.

Die Bindung zur Familie, mit einem hohen, wenn auch von Doppelmoral geprägtem Ideal hat tradiert immer noch zentrale Bedeutung. Den Defiziten, die aus der Verlagerung ihres sozialen Umfeldes entstehen würden, könnten wir nicht gerecht werden. Wir dürfen uns da nichts vormachen. Die Mädchen würden auch in betreuten Wohnformen nicht selbstbestimmt sein, dazu sind die gesellschaftlichen Bedingungen noch nicht gegeben, eine Duldung ließe hier nur begrenzte Möglichkeiten zu und spätestens bei der Ausstellung einer Grenzübertrittsbescheinigung wird die Frage auftauchen, an wen (wer sonst, als die Familie käme da in Frage?) das Mädchen sich bei drohender Abschiebung wenden soll. Sinnvoller erscheint es mir, die Position der Mädchen in den gegebenen Situationen zu stärken und zu entlasten, mich mit ihnen an kleinen Erfolgen zu freuen.

Mädchenarbeit mit jungen Flüchtlingen und Migrantinnen verlangt immer, eigene Werte und Maßstäbe zurückzustellen und gegebene Tatsachen zu akzeptieren. Wobei die Akzeptanz anderer Lebensformen nicht automatisch den Rückfall in archaische Strukturen beinhaltet. Das Klientel und deren Eltern respektieren überwiegend das Auftreten und die Sichtweisen einer europäisch sozialisierten Sozialarbeiterin.

Problematisch wird ein Verhältnis, wenn sich Eltern und Töchter von unseren emanzipatorischen Maßstäben belästigt fühlen. Wer lässt sich schon gerne bevormunden und die Welt erklären? Die sensible und sanfte Kontaktaufnahme und den kulturellen Hintergrund nicht vergessene Arbeitsweise ist gerade in der geschlechts-spezifischen Arbeit mit Mädchen unerlässlich.

Olga Glouftsi, Jahrgang 1972

Streetworkerin bei Gangway e.V. , Verein für Straßensozialarbeit in Berlin